

A photograph of Margot Honecker from the back, looking out over a body of water. She has short, wavy white hair and is wearing a dark jacket. A brown leather bag is slung over her shoulder, and a pair of glasses is perched on her head.

MARGOT HONECKER

Zur Volksbildung

Gespräch

DAS NEUE BERLIN



MARGOT
HONECKER

Zur Volksbildung

Gespräch

DAS NEUE BERLIN

Impressum

ISBN eBook 978-3-360-50000-7

ISBN Print 978-3-360-02145-8

© 2012 Verlag Das Neue Berlin, Berlin

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin, unter Verwendung eines Fotos von Frank Schumann:
Margot Honecker in Isla Negra, dem Wohnhaus des Nobelpreisträger Pablo Neruda am
Pazifik.

Das Neue Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Neue Grünstraße 18, 10179 Berlin

Die Bücher des Verlags Das Neue Berlin
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.das-neue-berlin.de

Margot Honecker

Zur Volksbildung

Gespräch mit Frank Schumann



Einführung

Das Kreuz schmerzt. Die Knie stoßen hart gegen den Vordersitz. Das unablässige Dröhnen der Turbinen nervt. Im Dunkel leuchten die Hinweise auf die Notausgänge und die Monitore auf den Rückseiten der Sitze besonders grell. Noch sieben Stunden bis Santiago, Halbzeit. Unter uns der Atlantik. Ich habe Durst. Ich quäle mich aus dem Sitz, gottlob liegt der am Gang, und ich muss keinen Nachbarn aus dem Schlaf rütteln. Der Platz verführt, wenigstens ein Bein zu strecken, doch nachdem mehrere Toilettengänger darüber gestolpert waren, zog ich es freiwillig wieder in die Ausgangslage zurück.

Im Mittelteil des Flugzeuges steht bereits eine Gruppe Chilenen. Dort ist die Pantry. Die halbe Crew ist durch eine Bodenklappe nach unten gestiegen und schläft »im Keller«. Zwei Stewardessen bleiben zurück und sammeln müde die Plastikbecher in einen Müllsack. In einer Kiste stehen Flaschen und Tetrapaks: Cola, Sprite, Tomatensaft, Wasser, die ganze an Bord übliche Kollektion. Jeder kann sich bedienen, so oft er mag. Auch aus der Kiste Häagen-Dazs. Als das Eis am Stiel jedoch vertilgt ist, kommt kein voller Karton nach, die Stewardessen lächeln und zucken mit den Achseln. Das hat etwas Realsozialistisches: Wenn's alle ist, ist eben nichts mehr da.

Man steht, trinkt, quatscht oder schweigt, lutscht Eis oder schaut durchs Fenster in die Nacht. Hauptsache, die Knie sind durchgestreckt, damit das Blut zirkulieren kann. Margot Honecker war nur wenig älter, als ich es jetzt bin, als sie nach Chile flog. Unfreiwillig. Auf der Flucht sozusagen. Erst obdachlos in der DDR, dann vertrieben aus Moskau, damit ihr Mann vor ein deutsches Gericht gestellt werden konnte. Sie selbst reiste weiter zur Familie der Tochter nach Südamerika. Dort lebt sie nunmehr seit fast zwei Jahrzehnten. Nahezu ein Viertel des Lebens im Exil.

Ich habe sie noch nie getroffen. Als ich zur Schule kam, 1958, wurde sie stellvertretende Volksbildungsministerin. Erstmals traten

wir schriftlich in Verbindung, als ich 1994 Honeckers »Moabiter Notizen« verlegte. Wir wechselten seinerzeit einige Briefe, dann riss die Verbindung ab. Jahre später kam sie mit Hilfe des Internets neuerlich zustande. Mal wechselten wir täglich einige Mails, mal lagen Wochen dazwischen. Aus den Themen war ersichtlich, wie aufmerksam sie die Vorgänge in Deutschland und in der Welt verfolgte. Ihre Analyse war stets klar und kurz, kein Wort zuviel, keins zu wenig. Immer auf den Punkt.

Manchmal, so schien mir anfangs, war ihr Urteil nicht von dieser Welt. Sie sitzt da hinter den Anden und hat keine Ahnung, wie das Leben hier aussieht, meinte ich: Sie hat da leicht reden. Irgendwann allerdings merkte ich, dass der Blick aus der Ferne keineswegs unscharf war. Im Gegenteil: Der Fokus richtete sich aufs Wesentliche, unscharf wurde allenfalls das Nebensächliche. Die Details, dieses flirrende Drumherum, fiel weg, worin unsereiner ertrank. Es geschah das Gegenteil von dem, was der Volksmund mit der Redensart beschreibt, man sehe den Wald nicht mehr vor lauter Bäumen. Eine probate Praxis übrigens, mittels unendlicher Differenzierung und Beschreibung einer Erscheinung deren Wesen aus dem Blick geraten zu lassen. Wie bunt und plural ist doch unsere moderne Gesellschaft. Aber kaum einer nimmt wahr, dass es sich um Kapitalismus handelt, dessen Fundament Ausbeutung, Unterdrückung und Bevormundung heißt. Als dieses System unverkennbar in seine Existenzkrise geriet, nannten selbst jene, die bis dato beschönigend von sozialer Marktwirtschaft gesprochen hatten, das Kind wieder beim Namen, ohne jedoch seinen Charakter zu erkennen oder gar zu verändern.

Nein, Margot Honecker äußerte stets ein dezidiertes Urteil zu politischen Vorgängen, wenn man sie um ein solches bat. Doch mit Auskünften über ihre frühere Tätigkeit hielt sie sich auffällig zurück. Kein Kommentar zu der hiesigen Misere, die mit der sogenannten PISA-Studie offenbar wurde. Im Jahr 2000 waren erstmals Schulleistungen untersucht worden in den Mitgliedsstaaten der OECD, jener Vereinigung von 34 Staaten, die sich der Demokratie und Marktwirtschaft verpflichtet fühlen, wie es heißt, also die wichtigsten kapitalistischen Staaten weltweit (darunter übrigens auch Chile). Dieses Programm zur internationalen Schülerbewertung, deren englische Bezeichnung zum Akronym PISA

wurde, ließ auch die Volksrepublik China zu. Die Prüfung erfolgte seither alle drei Jahre. Auch bei der jüngsten 2009 waren die chinesischen Schüler bei den drei Kriterien (Mathematik, Naturwissenschaften und Leseverständnis) erneut Spitzenreiter, das aber nur nebenbei.

Deutschland hingegen rangierte 2000 weit abgeschlagen im Mittelfeld, was ein deutlicher Hinweis auf die Qualität der Schule war. Dazu kam von der ehemaligen deutschen Volksbildungsministerin Honecker kein öffentliches Wort. Und dabei bescheinigten diese Untersuchungen ihr nachträglich indirekt, dass sie damals sehr gute Arbeit geleistet hatte. Spitzenreiter bei den OECD-Ländern nämlich war Finnland – und deren Bildungspolitiker und Pädagogen hatten in den 70er Jahren das Volksbildungssystem der DDR studiert und anschließend vieles davon übernommen. Das hatte sich, wie die PISA-Studien bewiesen, offensichtlich bezahlt gemacht.

In Deutschland hingegenleckte man sich nach Veröffentlichung der ersten PISA-Studie die Wunden. Man sprach und schrieb von einer Bildungskatastrophe, vom »PISA-Schock«, was wie »Sputnik-Schock« klang (und wohl auch von einigen so gemeint war: als Niederlage im Kalten Krieg), Bildungspolitiker gelobten Besserung und einige CDU-Kultusminister erwogen öffentlich, aus der PISA-Studie auszusteigen. Margot Honecker schwieg eisern, und auf Nachfrage antwortete sie, dass sie damals dazu gesagt habe, was zu sagen gewesen wäre, sie müsse sich nicht wiederholen. Möglicherweise wollte sie sich nicht als Besserwisserin, bar eines Amtes, hervordrängen. Oder, auch das legte ihr Schweigen nahe, sie hatte mit diesem Teil ihres Lebens abgeschlossen.

Irgendwann schrieb ich ihr, warum sie mich nicht einluede, damit man sich darüber mal ausführlich unterhalte. Es gebe hierzulande nicht wenige, die an ihrer Meinung interessiert wären. Darauf reagierte sie umgehend. Sie würde sich immer über Besuch aus der Heimat freuen, ich sei willkommen.

So war ich denn von Berlin nach Paris geflogen und dort in einen ausgebuchten Airbus der Air France gestiegen, der nach 14 Stunden und ohne Zwischenstopp in Santiago de Chile landen sollte.

Die meisten Reisenden kommen erkennbar aus dem Andenland. Ausgewanderte und Kinder von Exilanten, wenige Geschäftsreisende

und Vermögende, die im vorderen Teil ihre Beine in der Business Class strecken, Familien mit quengelnden Kleinkindern, deren Väter unablässig die Gepäckklappen betätigen, um dieses oder jenes Spielzeug in den Tiefen der vollgestopften Ablage zu finden. Dann endlich kehrt Ruhe ein.

Das TV-Angebot auf den verschiedenen Kanälen ist international und abgehangen. Man kann US-Filme auf Chinesisch und Mr. Bean auf Russisch sehen, es gibt französische, englische und auch deutsche Synchronisationen. Alternierend kann man sich auch Musik auf die Kopfhörer schalten: Rock und Pop, Jazz und Klassik, Bach, Beethoven und Brahms – alles dabei.

Bach spielte in der Schulzeit eine große Rolle, der alte Bach wie Sohn Carl Philipp Emanuel, dessen Exempel aus seinem »Versuch über die wahre Art das Clavier zu spielen« zum Repertoire jedes Musiklehrers gehörte. »Air« von Johann Sebastian Bach stand ganz oben in der Hitparade, keine feierliche Ehrung auf dem Schulhof ohne die konzertante Fassung dieser anrührenden, aber doch einfachen Melodie, die mit Wucht ins Ohr drang. Ich erinnere mich einer FDJ-Veranstaltung in der sowjetischen Gedenkstätte in Berlin-Treptow zu abendlicher Stunde, als aus hunderten Boxen die getragene Weise über das Areal schwebte und uns Jugendlichen ins Herz traf. Da bedurfte es keiner feierlichen Reden mehr, um zu erklären, was Humanismus, Freundlichkeit und Nächstenliebe bedeuteten.

An meine Musiklehrer erinnere ich mich weitaus schwächer als an meine erste Lehrerin. Frau Gründger, inzwischen etliche Jahre tot, war ein mütterlicher Typ, auch hinsichtlich ihres Umfangs. Eine Seele von Mensch, warmherzig und verständnisvoll. Die Schule grenzte an den alten Gottesacker und an unser Anwesen, die wichtigsten Einrichtungen des Dorfes – Kirche, Schule, Pfarrhaus – konzentriert auf wenigen Quadratmetern, und das seit Jahrhunderten.

Die Aufnahme der Erstklässler in die Pionierorganisation war ein Höhepunkt im Dorfleben, ich glaube, sie fand am 13. Dezember statt, dem Pioniergeburtstag. Die Organisation war zehn Jahre zuvor, 1948, gegründet worden. Der feierliche Akt erfolgte in Kresses Kneipe, links und rechts und an der Stirnseite des Tanzsaals standen lange Tische, an denen mindestens die Hälfte der Dörfler saß. Die

Schüler der ersten Klasse, siebzehn an der Zahl, wurden nacheinander auf die Bühne gerufen, wo ihnen unter dem Beifall des ganzen Saales die Pionierleiterin an der Schule, eine Lehrerin, das blaue Tuch umband. Nach und nach lichteten sich an unserem Tisch die Reihen. Bis nur noch einer sitzen blieb. Mir schien, als richteten sich nunmehr alle Augen im Saal auf mich, ich wollte vor Scham im geölten Holzfußboden versinken. Ich fühlte mich gleichsam aus der Gemeinschaft ausgeschlossen, weil mein Vater seine Zustimmung verweigert hatte, dass sein Sohn Pionier wurde. Es war das einzige Mal während meiner ganzen Schulzeit, dass ich eine solche Ausgrenzung erfuhr. In den folgenden acht Jahren fand Vergleichbares nicht mehr statt. Ob mit oder ohne Tuch: ich gehörte dazu.

Die Schule war eine Polytechnische Oberschule und nach Adolf Hennecke benannt. Sein Bild hing in dem kleinen Foyer. Links und rechts befanden sich zwei größere Klassenräume, im Obergeschoss drei kleinere und das Lehrerzimmer. Das war bis zum Sommer vor meiner Einschulung die Wohnung des Schulleiters. In den Ferien hatte er sich mit Frau und zwei Töchtern in den Westen abgesetzt, niemand wusste zuvor davon, aber richtig traurig war keiner, denn plötzlich hatte die Schule mehr Unterrichtsräume. Einige Klassen mussten nun nicht mehr ans Ende des Dorfes ins Jugendheim ziehen, das als Schulaußenstelle missbraucht wurde. Die Jugendlichen des Dorfes hatten, unter der blauen Fahne, aus einer ehemaligen Wassermühle einen Treffpunkt hergerichtet. Dort stand auch der erste Fernsehempfänger des Dorfes. Mein erstes TV-Erlebnis war eine Live-Übertragung von der Friedensfahrt, dem weltgrößten Amateurradrennen der Welt. Zugegeben, von hinten – dorthin wurden die jüngsten Zuschauer verbannt – sah man nicht viel auf dem winzigen Bildschirm, der in der Diagonale vielleicht dreißig Zentimeter maß. Doch das Flackern des Bildes, was oft zusammenbrach, weil die Übertragung aus dem Hubschrauber ein technisches Problem bedeutete, welches man offenkundig noch nicht beherrschte, die anfeuernden Rufe des Publikums, die rasenden Kommentare, dazu die markante Friedensfahrtfanfare: Das hatte Atmosphäre.

Nun ist es durchaus üblich, dass in der Rückschau Kindheit und Jugend überall und zu allen Zeiten meist in rosigem Lichte

erscheinen. Deren Ende gleicht darum dem Auszug aus dem Paradies. Trotzdem: Die acht Jahre an der POS empfinde ich unverändert als eine angenehme Zeit, die Pioniernachmittage – obgleich ich doch nicht das blaue Halstuch trug – waren abwechslungsreich und spannend. Wir sammelten gemeinsam Schrott und Altpapier, im Herbst Kastanien und Eicheln. Das Geld kam in die Klassenkasse, wovon wir uns einen Ausflug in die Leipziger Oper leisteten oder eine Ferienwoche in der Dübener Heide. Einmal in der Woche baute der Landfilm seine beiden Projektoren bei Kresse auf, für 25 Pfennige gab es einen Kinderfilm, am Abend einen für die Erwachsenen. Wir unternahmen Schnitzeljagden und Geländespiele, übernachteten in selbsterrichteten Buden oder Zelten, an Wochenenden trieben wir die LPG-Kühe von einer Weide zur nächsten, wofür es 1,25 Mark pro Nase gab. Das stach dem Pfarrer, meinem Vater, in seine Nase, weil doch zur selben Stunde am Samstag die Christenlehre stattfand und er seine Schäfchen vermisste. Darauf sprach er mit dem LPG-Vorsitzenden und der änderte den Umsetzungsplan des Viehs.

Überhaupt hatte der Verkehr der weltlichen und der geistlichen Obrigkeit im Dorf einen Anflug von Don Camillo und Peppone, die beiden Helden aus den Romanen von Giovannino Guareschi, der katholische Priester und der kommunistische Bürgermeister. Die beiden, während des Krieges Partisanen, rauchten und regierten miteinander in einem italienischen Ort. Sie wollten beide soziale Probleme lösen, und entsprechend ihrer Überzeugung gingen sie dabei unterschiedlich vor, was zu Konflikten führte. Aber sie (und vor allem die Leser) begreifen, dass sie einander näher sind, als sie es wahrhaben wollen. Die Bücher gab es nicht in der DDR, mein Vater hatte sie in Westberlin gekauft, sie gehörten zu meiner Lieblingslektüre in jener Zeit. In den 50er Jahren wurden fünf Filme mit Fernandel produziert, sie liefen in den 60er Jahren im Westfernsehen. So wurden sie hier auch einem größeren Publikum bekannt. Und wenn ich es recht bedenke, behandelte der 1988 produzierte DEFA-Film »Einer trage des anderen Last« von Lothar Warneke das gleiche Thema: Wie kommen Christen und Kommunisten miteinander klar.

Unser Bürgermeister war ein ehemaliger Bergmann aus dem Oelsnitzer Revier, mein Vater Don Camillo. Sie einigten sich stets auf

wundersame Weise, der Klassenkampf ruhte, wenn es ums dörfliche Gemeinwohl ging. Sie zofften sich aber, wenn die Anzeigenannahmestelle in der Kreisstadt die Veröffentlichung von Dankesworten reich beschenkter Konfirmanden ablehnte oder wenn das Blatt titelte: »Ohne Gott und Sonnenschein bringen wir die Ernte ein«. Sie warben jedoch gemeinsam für unbezahlte Arbeit im Nationalen Aufbauwerk (NAW), als eine neue Friedhofskapelle errichtet wurde. Und sie paktierten wohl auch miteinander, als es um meine Delegation an die Erweiterte Oberschule (EOS) ging. Zur gleichen Zeit wollten drei Pastorensöhne aus dem Kreis dort das Abitur machen. Alle drei waren weder Pioniere noch Mitglied der FDJ, was man gemeinhin in der 7. Klasse, also mit 14, wurde. Drei ohne Blauhemd: das war bereits eine Fraktion! Die mochte man an der EOS »Ernst Schneller« nicht. Herr Pfarrer, soweit kommt's noch, dass ihr Sohn nicht studieren kann. So nutzte Peppone mit dem Parteiabzeichen seine Kanäle, und der DDR-Don Camillo suchte den Landesbischof auf. Am 1. September 1966 saß ich auf meinem Stühlchen auf der »Penne«. Im bunten Hawaiihemd, während alle anderen Blau trugen.

Die acht Jahre an der POS waren eine gute Zeit. Wir wurden behütet, und Markenartikel gab es nicht, um die ein Wettstreit geführt wurde. Im Unterrichtstag in der Produktion (UTP) »arbeiteten« wir im Kälberstall der LPG oder fertigten in der Werkstatt Aschekästen für Kachelöfen, die sachkundig von Fachlehrern begutachtet wurden. Weil beim Feilen Metallspäne flogen, gab es einen halben Liter Milch gratis.

Selbst die Fahnenappelle fand ich weder störend noch unnütz. Vor Unterrichtsbeginn – ich weiß nicht mehr wie häufig, ob regelmäßig oder sporadisch – sortierten wir uns klassenweise im Geviert: links die Erste bis Dritte, vis-à-vis von Direktor, Pionierleiterin und Lehrer standen die Klassen vier bis sechs, und rechts die Großen, die 7. und 8. Klasse. »Für Frieden und Völkerfreundschaft: Seid bereit!« schmettete die Freundschaftsratsvorsitzende, und unisono antworteten alle: »Immer bereit!« Dann sprach der Direktor zu den schulischen Verpflichtungen und irgendwas zur aktuellen Lage oder der internationalen Politik. Am 14. August 1961 hat er nichts gesagt, da waren Ferien. Meine Mutter ließ daheim die Wanne voll Wasser laufen. Jetzt gebe es bestimmt Krieg, sagte sie, das brauchen wir

wegen der Brandbomben. Der letzte Krieg lag erst sechzehn Jahre zurück, da war manches noch in lebhafter Erinnerung.

Die Appelle schienen eine Art Hochamt zu sein, bei dem wir Schüler motiviert wurden für die Woche. Unangenehm war lediglich, wenn man nicht zum Empfang einer Belobigung oder Auszeichnung nach vorn gerufen wurde, sondern wenn es einen Tadel setzte. Wenn jemand Mist gebaut hatte, stand er vorn am Pranger. Die Neigung, dort stehen zu müssen, war verständlicherweise nicht sehr ausgeprägt und schützte vor Dummheiten.

Doch auch in solchen Fällen gab es Frau Gründger und andere Lehrer, die anschließend den Delinquenten in den Arm schlossen und an ihr weites Herz drückten.

Die nachrückende Lehrergeneration, noch ein wenig unsicher und vom Ehrgeiz durchdrungen, positiv aufzufallen (was ja wohl in jedem Gewerbe zu beobachten ist), also die mehr machten, als von ihnen gefordert wurde, waren da schon ein wenig anders. Mitte der 60er Jahre wurde den »Gammlern« der Kampf angesagt. Zunächst in der Bundesrepublik. Damit wurden die Langhaarigen bezeichnet, die den Pilzköpfen aus Liverpool folgten, den Rolling Stones und wie diese ungewaschenen Zottelköpfe hießen, die diese schräge, laute Musik machten, sich dem Müßiggang und dem Laster hingaben. Die Musik war auch in der DDR zu hören, und folglich war man auch hier der Meinung, dass man gegen »Gammer« etwas unternehmen müsse. Da wiesen die Reflexe der Obrigkeit in beiden deutschen Staaten eine verdamnte Ähnlichkeit auf.

Wer lange Haare trüge, würde es auch sonst mit der Körperhygiene schleifen lassen, lautete der Kurzschluss in manchem Lehrerhirn. Eine von den neuen Pädagogen – Jahre zuvor hatten wir noch miteinander gespielt – holte tatsächlich einen aus unserer Klasse nach vorn und forderte ihn auf, seine Socken vor unser aller Augen auszuziehen. Sie wolle kontrollieren, ob er sich die Füße gewaschen habe, begründete sie ihre Aufforderung.

Nun war gegen Kontrollen der Sauberkeit prinzipiell nichts einzuwenden, doch nicht auf diese beleidigende Weise und mit einer solch hanebüchenen Begründung. Der Vater des Kontrollierten protestierte noch am gleichen Abend, weil er meinte, das ginge nicht gegen seinen Sohn, sondern gegen die Familie, die es angeblich mit der Hygiene nicht so genau nehme, und auf der nächsten